

# Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

Klaus Cäsar Zehrer

# Das Genie

ROMAN

Diogenes

Covermotiv:  
Gemälde von Pierre-Auguste Renoir,  
»Le garçon au chat«, 1868 (Ausschnitt)  
Musée d'Orsay, Paris  
Copyright © Bridgeman Images, Berlin

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2017  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
100/17/44/1  
ISBN 978 3 257 06998 3

If we wish to have a strong, healthy,  
happy race of men,  
we should lay a good foundation  
in the education of early childhood.

*Boris Sidis, 1919*

## *So wird Ihr Kind ein Genie*

*Als erste Zeitschrift überhaupt stellen wir an dieser Stelle unseren Lesern die faszinierende »Sidis-Methode« vor, die aus durchschnittlich intelligenten Kindern Hochbegabte macht. Mit ihr wurden bereits erstaunliche Erfolge erzielt – und alle Eltern können sie anwenden.*

*Stellen Sie sich vor, jemand sagt zu Ihnen: »Möchten Sie, dass Ihr Kind ein Genie wird?« Und dann sagt er: »Gut, Sie müssen nur soundso vorgehen. Es kostet Sie vielleicht ein bisschen Mühe, aber im Grunde ist es ganz einfach.«*

*Im Ernst: Es gibt tatsächlich eine Methode, die eigens dazu entwickelt wurde, ein Kind in ein Genie zu verwandeln. Man braucht dafür kein psychologisches oder akademisches Spezialwissen, und die Ergebnisse sind garantiert beeindruckend. Wichtig ist nur eines: Die Regeln müssen genau eingehalten werden.*

*Die neuartige Erziehungsmethode beginnt bereits an der Wiege und wurde bislang nur an einem einzigen Kind konsequent angewendet. Die Eltern dieses Kindes haben die Methode selbst erfunden. Das Ergebnis war eine einzigartige, rekordverdächtige Erfolgsgeschichte.*

*(This Week Magazine, 2. März 1952)*

## ERSTER THEIL

Das Erste, was Boris Sidis tat, nachdem er amerikanischen Boden betreten hatte, war, seinen beiden Reisebegleitern die Freundschaft zu kündigen. Sie hatten zwei Monate ihres Lebens miteinander geteilt, waren nachts im peitschenden Regen zwischen Radywyliv und Brody durch den Wald geirrt, um unbemerkt auf galizischen Boden zu gelangen, hatten sich erst nach Lemberg und von dort aus nach Wien durchgeschlagen, waren mit dem Zug nach Hamburg gereist, hatten eine Passage über Le Havre nach New York gekauft und drei Wochen unter Deck des Segeldampfers ss Lessing verbracht. Und nun standen Alexij und Wladimir morgens um halb acht, erschöpft von den Reises Strapazen und steinmüde, an der Südspitze Manhattans, im Rücken den gewaltigen Rundbau von Castle Garden, zwei von Millionen Einwanderern, die in den letzten Jahrzehnten dieses Tor zur Neuen Welt durchschritten hatten, und mussten sich von Boris zurechtweisen lassen wie Schuljungen.

Er habe bis jetzt geschwiegen, um das Ziel ihrer gemeinsamen Unternehmung nicht zu gefährden, sagte er. Aber nun, da es erreicht und die Stunde der Trennung gekommen sei, gebe es keinen Grund mehr zur Zurückhaltung. Trotz seiner Probleme mit dem linken Bein und gelegent-

licher Atemnot habe er während der gesamten Reise nicht ein einziges Mal über die widrigen Umstände geklagt, ganz im Gegensatz zu ihnen. Anstatt sich zu freuen, nach einem langen Tagesmarsch ein Bett in einer preiswerten Herberge vorzufinden, hätten sie sich fortwährend nur beschwert, über das knarrende Bettgestell, die klammen Decken, die Wanzen in den Matratzen. Anstatt dankbar zu sein, dass sie nicht einen einzigen Tag ohne Essen auskommen mussten, sei ihnen das, was sie von den Bauern bekommen hatten, nicht gut genug gewesen, das Brot zu hart, die Milch zu sauer, die Kartoffeln zu faulig. Anstatt sich mit jeder Werst, die sie zwischen sich und die Ukraine brachten, freier zu fühlen, hätten sie unaufhörlich gemurrt, über die Blasen an ihren Füßen, das schwere Gepäck, die Hitze, die Kälte, die Nässe, die Trockenheit, an allem hätten sie etwas zu mäkeln gefunden.

Kurzzeitig habe er gehofft, dass wenigstens an Bord damit Schluss wäre. Von vereinter Wind- und Motorkraft wurden sie in kürzester Zeit über den Ozean geschoben, bei Vollverpflegung und mit einem Maß an Sicherheit und Komfort, von dem die Seefahrer aller Zeiten bloß hätten träumen können. Aber natürlich hätten sie sich gleich wieder an etwas gestört, an der abgestandenen Luft in den Kabinen, der Enge, der Dunkelheit und der Langeweile, die sie von früh bis spät mit Kartenspielen zu überwinden versuchten, freilich ohne Erfolg, weil derlei nichtiger Zeitvertreib die Langeweile nun einmal nicht besiege, sondern überhaupt erst erzeuge. Aber um das Offensichtliche zu sehen, dafür reiche es bei ihnen augenscheinlich nicht hier oben.



Boris tippte sich an die Stirn und wartete einen Moment, um ihnen Gelegenheit zur Erwiderung zu geben, doch da sie ihn nur stumpf anlotzten wie zwei Karpfen, fuhr er fort.

Die Entscheidung, sein amerikanisches Leben ohne sie zu beginnen, habe er vorhin getroffen, bei der Einfahrt in den Hafen, als das Schiff an dem gigantischen Monument vorüberglitt, das sich im Dämmerlicht gegen den Morgenhimmel abzeichnete. Ein ergreifender Anblick, für ihn ebenso wie für alle anderen Passagiere, die in andächtiger Stille auf dem Deck standen. Alle waren tiefbewegt, viele weinten vor Rührung. Nur Wladimir fiel nichts Besseres ein, als Spekulationen darüber anzustellen, was dieses Trumm wohl gekostet hatte, und daraus auf die Reichtümer zu schließen, die ihn in Amerika erwarteten. Schlimmer noch Alexij, der in der Gestalt lediglich ein dralles Riesenweib im Nachthemd erkennen konnte und an diese ohnehin reichlich geistverlassene Bemerkung einige Phantasien von unaussprechlicher Obszönität knüpfte, die Boris um keinen Preis wiederholen wollte.

Bei dem imposanten Denkmal, das im Übrigen bald eingeweiht werde, handle es sich – dies als letzter Hinweis, bevor sich ihre Wege endgültig trennten – um die sogenannte Bartholdi-Statue, und die Figur verkörpere nichts Geringeres als die Freiheit, die das Fackellicht der Aufklärung über die Welt bringe. Dieses Licht sei es, das ihn hierher gelotst habe und von dem er sich zeitlebens führen zu lassen beabsichtige, mochten andere auch lieber den faulen Verlockungen des Goldes oder des Fleisches folgen. Er wünsche den beiden, das wahre Glück vom falschen unterscheiden

zu lernen, und nun habe er ihnen nichts mehr weiter zu sagen als Lebewohl.

Boris ergriff energisch seinen Koffer, machte mit einer demonstrativ schwungvollen Bewegung auf dem Absatz kehrt und verschwand hinter einer italienischen Großfamilie, die sich unter aufgeregtem Geschrei und wild gestikulierend über die Frage zankte, wie der beachtliche Haufen an Flechtkörben und Taschen in ihrer Mitte weiterzutransportieren sei.

Irgendetwas missfiel ihm an seinem Abgang, kam ihm inkonsequent und unvollständig vor. Ein paar Straßen weiter sah er unter einem Holzverschlag ein jämmerliches Paar mit fünf schmutzigen Kindern – den rotblonden Haarschöpfen, der ungesund blassen Haut und dem zerlumpten Leinenzeug nach zu urteilen handelte es sich um Iren –, und da fiel es ihm ein. Er stellte den schweren Reisekoffer, das Abschiedsgeschenk seiner Mutter, vor ihnen ab und entfernte sich so zügig, wie sein linkes Bein, das er stets ein wenig nachzog, es ihm erlaubte. Während die Familie noch rätselte, wer der eigenartige Fremde war und was er bezweckte, kam er zurück, zog seine gesamte Barschaft, genau dreiundvierzig Dollar, aus seinem Strumpf, klemmte die Scheine unter den Koffergriff und bog, diesmal endgültig, um die nächste Ecke.

Im Battery Park setzte sich Boris auf eine Bank am Ufer und blickte hinüber zum Freiheitsdenkmal, dessen Kupfer in der Morgensonne glänzte wie eine Flammenzunge. Er vergegenwärtigte sich seine Lage. Nüchtern betrachtet, stand er vor dem Nichts. Allein, mittellos und ohne Beruf in einer fremden Stadt, in einem fremden Land, wo nie-

mand ihn erwartete, wo er seine beiden einzigen Bekannten soeben von sich gestoßen hatte und dessen Sprache er nicht beherrschte. Er sprach nur Russisch, Ukrainisch, Polnisch, Hebräisch und Jiddisch, zudem, allerdings nicht ohne Akzent, Ungarisch, Bulgarisch, Deutsch, Französisch und Italienisch. Auf Tschechisch, Rumänisch, Niederländisch, Spanisch, Türkisch, Arabisch und Armenisch konnte er sich leidlich verständigen. Und Altgriechisch und Latein lesen, selbstverständlich. Sein Sanskrit war leider noch immer stark verbesserungsbedürftig, er hatte es für längere Zeit vernachlässigen müssen. Und zum Englischen hatte er bislang noch gar keinen Zugang gehabt, sah man von ein paar Shakespeare- oder Milton-Zitaten ab, die ihm im Augenblick nicht besonders hilfreich waren. Die Schilder, die er bislang gesehen hatte, waren gleichwohl eine leichte Prüfung gewesen: *Immigration, Passport Control, Bread & Coffee*.

Seine Heimat würde er nach allem Ermessen nie mehr wiedersehen, nicht seine Familie, keinen seiner Freunde. Ihm fiel ein, dass sich im Koffer eine gerahmte fotografische Aufnahme seiner Eltern und seiner vier Geschwister befand. Sie hatten sie vor seiner Abreise eigens für ihn anfertigen lassen. Sollte er noch einmal zurückgehen und sich wenigstens die wiedergeben lassen? Ach, sei's drum. Alles unnützer Ballast. Besser, einen Schlusstrich zu ziehen.

Es gefiel ihm, dass er nichts mehr besaß, mit Ausnahme von dem, was er am Leibe trug und was er im Kopf hatte. Es gefiel ihm ganz praktisch – kein Gepäck mehr schleppen, vor keinen Dieben mehr auf der Hut sein müs-

sen –, und noch mehr gefiel es ihm als Vorstellung. Den Idealzustand, die paradiesische Voraussetzungslosigkeit eines Neugeborenen, würde er als Erwachsener nie wieder erreichen können, aber das hier kam dem immerhin nahe.

Boris griff in seine Manteltasche und stieß zu seiner Überraschung auf ein paar Centstücke. Ach ja, das Wechselgeld vom Frühstück, das er sich vorhin, noch in der Einwanderungsstation, bei einem fliegenden Händler besorgt hatte. Er ließ die Münzen ein wenig in der Hand klimpern, bevor er sie ins Wasser schleuderte.

Er schloss die Augen, prüfte sich und stellte fest, dass er glücklich war. Das Gefühl war so klar und rein, dass er meinte, einem Selbstbetrug aufzusitzen. Ein zweites Mal hörte er in sich hinein, etwas länger und tiefer, aber er konnte nichts anderes entdecken als ungetrübte Ruhe, freudige Zuversicht und unstillbaren Lebensdurst. Ja, er stand vor dem Nichts. Aber das Nichts war kein schwarzer Abgrund, es war eine leere Leinwand, auf die er das Bild seines Lebens malen durfte, nach seinem eigenen Entwurf. Was, wenn nicht das, war Freiheit?

Wieder schaute er hinüber zum Monument. War das wirklich eine Fackel, was Fräulein Libertas emporhielt? Von hier aus betrachtet, hätte man es auch für einen Pinsel halten können.

Es war Dienstag, der 5. Oktober 1886. Boris Sidis beschloss, das Datum künftig zu behandeln wie seinen Geburtstag.

Ohne weiteren Verzug sprach er den nächstbesten Parkbesucher an: Er sei neu in der Stadt und auf der Suche nach einer Beschäftigung, irgendeiner, egal was, egal wo. Er wiederholte sein Anliegen in verschiedenen Sprachen, bis der andere sich mit einer Geste des Bedauerns abwandte. Auch mit dem Nächsten und dem Übernächsten misslang der Versuch einer Verständigung.

Erst der Vierte, ein bärbeißiges Wesen mit lückenhaftem Gebiss und stacheligem Bart, begriff, was Boris wollte. Ob er etwa so aussehe wie einer, der Arbeit zu vergeben habe, blaffte er auf Deutsch und deutete auf den fleckigen, fadenscheinigen Anzug, der ihm um die dünnen Gliedmaßen schlackerte. Nein, er habe keine Arbeit zu vergeben, er suche selbst welche, seit Wochen schon, so wie jeder Dritte auf dieser verdammten Drecksinsel. Wenn er bis heute Abend nichts gefunden habe, dann, bei Gott, werde er sich hier an dieser Stelle ins Wasser werfen, und noch mit seinem letzten Atemzug werde er den vermaledeiten Zeitungsschmuck verfluchen, der ihm die Lüge ins Ohr gesetzt hatte, in Amerika lasse es sich besser leben als zu Hause in der Pfalz.

Ein anderer, mit der buntbestickten Bluse eines bulgarischen Landarbeiters, sah Boris aus hohlen Augen treuherzig an und flüsterte heiser und so leise, dass er kaum zu verstehen war: »Bedaure, Bruder. Ich wünsche dir alles erdenklich Gute, mehr kann ich nicht für dich tun. Hab ja selbst nichts, sonst würde ich's mit dir teilen. Bei der Gelegenheit: Du kannst nicht zufällig ein Stückel Brot erübrigen, Bruder? Nichts für ungut! Gottes Segen, Gottes Segen!«

Boris erwiderte, Gottes Segen sei so ziemlich das Allerletzte, was ihm momentan weiterhelfe. Wer darauf vertraue, brauche sich nicht zu wundern, wenn er kein Brot habe. Dann ging er zurück zu seiner Parkbank, um in Ruhe sein weiteres Vorgehen zu überdenken.

Die Bank war bereits besetzt von einem Herrn, der einen zimtfarbenen Ulster über einem nachtblauen Smoking trug. Seinen Gehstock zierte ein elfenbeinerner Knauf in Form eines Gänsekopfs. Er plauderte auf Französisch mit seiner Frau, die artig ein aufgespanntes Schirmchen mit aprikosenfarbenen Rüschen in ihren schmalen weißen Händen drehte, obwohl sie sich weder vor Regen noch vor Sonne schützen musste. Als Boris sich neben die beiden setzte, rutschten sie hinüber bis an die äußerste Kante der Bank, um einen möglichst großen Abstand zu ihm zu wahren.

»Es ist wahrlich *dégoûtant*, wie dieses Gesindel sich breitmacht«, sagte der Herr. »Wenn sie wenigstens in der Lower East Side blieben, wo sie hingehören« – er deutete vage in die Richtung, in der anscheinend die Lower East Side lag –, »dann wollte ich nichts gesagt haben. Aber es kommen ja tagtäglich neue Schiffe an, die immer noch mehr von dieser unzivilisierten *canaille* aus Osteuropa ausspeien – muss man sich wundern, wenn noch nicht einmal mehr Downtown von ihnen verschont bleibt? *C'est vraiment une honte, n'est pas, ma chère?*«

»*Henri, je t'en prie! Prends garde!*« Die Frau stieß ihn mit dem Ellenbogen an.

»Was, wieso? Wegen diesem russischen Bauernschädel da? Du glaubst doch wohl nicht, dass der auch nur ein Wort von dem versteht, was wir sagen!«

Boris' Äußeres wirkte in der Tat wenig vertrauenerweckend. Er war eher klein, aber in seinen dunklen, tiefen Augen, unter einem schwarzen Querriegel buschiger Brauen gelegen, loderte ein Feuer, das einem Angst machen konnte. Sein imposanter Schnurrbart, ein zweiter schwarzer Querriegel, war kaum mehr als solcher zu erkennen, so dicht und lang wucherten ihm die Stoppel schon an Wangen, Kinn und Hals. Seine Kleidung bestand im Wesentlichen aus einem einst weißen, jetzt schmutziggrauen Leinenhemd, einer aus den Nähten gehenden Weste, einer Hose aus derbem Kattun, die mit einem Hanfseil um die Hüften gebunden war, und klobigen schwarzen Arbeitstiefeln. Das beste Stück war noch sein Mantel, ein beinahe bodenlanger Überwurf aus grobgewalktem Loden.

Er erhob sich von seinem Platz, zog seine flache Filzmütze, verbeugte sich und sagte in tadellosem, wenngleich nicht ganz akzentfreiem Französisch: »*Monsieur, je vous suis des plus obligé, car c'est grâce à vous que j'ai appris quelle est la place d'une racaille telle que moi.*«

Dann spuckte er dem Herrn vor die Füße und marschierte, das linke Bein ein wenig nachziehend, los in die Richtung, in der er die Lower East Side vermutete.

Den Kopf in den Nacken gelegt, bestaunte er die mit jedem Straßenzug höher aufragenden Häuser. Er zählte sechs, sieben, manchmal sogar acht Stockwerke. Auf den Straßen wurde es immer enger und voller, obwohl kein Volksfest stattfand und anscheinend auch kein Markttag war. Das laute, bunte Gedränge schien hier ein ganz alltäglicher Zustand zu sein. Für eine Weile vergaß er, weshalb er gekommen war, er trudelte einfach mit im Menschen-

strom, wie ein Blatt, das in einem Bach treibt. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er elektrisches Licht und Straßenbahnen, sah er Ananas und Kokosnüsse, sah er Neger und Chinesen.

Die Hochstimmung, in die ihn all die neuen Eindrücke versetzten, endete jäh, als ein kräftiger Mann mit kunstvoll gezwirbeltem Bart und fremder Tracht, der in einer unverständlichen, von Diphthongen durchsetzten Sprache unentwegt vor sich hin schimpfte, aus einem Toreingang achtlos auf die Straße lief, mit Boris zusammenprallte, in unfreiwilliger Umarmung mit ihm im Straßenschmutz landete und dabei ohne Unterlass weiterschimpfte: *»Schaug boit amoi, wosd' hilaißt, mir glangt's eh, wi arr lucking for wörkers hom's g'schriam, nachat sogn's, auer wehtsch is feif Dollar in da Woch, nachat sog i, spinnt's ihr, macht's eiern Scheißdreck doch alloa und bin naus, und jetzat kimmst du oida Depp a no daher.«*

Ohne auch nur einen Augenblick in seinem Wortschwall innezuhalten, rappelte sich der Mann hoch, wischte sich die Hände notdürftig an der kurzen ledernen Hose ab und stapfte schimpfend davon.

Boris aber, denn so viel hatte er der Rede dann doch entnehmen können, trat durch das Tor und saß eine Minute später einem Bürovorsteher namens Hlávka gegenüber, einem gebürtigen Böhmen, bei dem er sein Tschechisch zur Geltung bringen konnte. Nach weiteren zwei Minuten hatte er eine Anstellung.

»Name?«

»Sidis, Boris.«

»Geboren in?«



»Berdytschiw, Ukraine.«

»Alter?«

»Achtzehn. Das heißt, nächste Woche neunzehn.«

»Anschrift?«

»Ähm, ich bin erst heute Morgen –«

»Schon gut. Krankheiten?«

»Nein. Obwohl, ich habe hin und wieder asthmatische Beschwerden. Und mein Bein –«

»Ich meine ansteckende Krankheiten.«

»Das nicht.«

»Der Wochenlohn beträgt fünf Dollar. Ich weiß, das ist nicht viel, aber –«

»Einverstanden.«

»Anlernen morgen Punkt fünf fünfzehn in der Produktion. Arbeitsbeginn fünf dreißig, Mittagspause elf bis elf dreißig, reguläre Arbeitszeit bis neunzehn dreißig. Fragen?«

»Nein, alles in Ordnung. Obwohl, doch ... Vielleicht, wenn es möglich wäre, eine kleine Vorauszahlung ... Es ist nämlich so ...«

Mr. Hlávka stöhnte leise auf. Schon wieder so ein Hungerleider. Er kramte einen Dollar aus einer Geldkassette und nahm mit spitzen Fingern Boris' nach frischen Pferdeäpfeln riechenden Mantel als Pfand entgegen.

Erst als er wieder auf der Straße stand, in Weste und Hemd, fiel Boris auf, dass überhaupt nicht die Rede davon gewesen war, was er zu tun hatte. Er wusste noch nicht einmal, bei was für einer Firma er angeheuert hatte und was sie herstellte. Das Schild neben dem Eingang war nicht sehr

aufschlussreich: *Harold F. Weiss Manufacturing Company*. Nun gut, das würde sich zeitig genug erweisen. Jetzt galt es erst einmal, eine Unterkunft zu finden.

Auch diese Aufgabe war schnell gelöst. Dass er nach einem *Tenement House* Ausschau halten müsse, hatte er sich erfragt, und davon gab es hier jede Menge. Er wählte das nächstbeste, folgte einem hustenden Hauswart durch zwei Höfe, erklimmte mit ihm eine Feuerleiter, die an der Fassade eines schmucklosen Hinterhauses aus rohem Backstein angebracht war, bis in den vierten Stock und erreichte über einen kahlen, lichtlosen Flur ein Zimmer von höchstens vier Schritt Länge und Breite.

An jeder Wand stand ein weißlackiertes Metallbett, ausgestattet mit einem Strohsack und einer löchrigen Wolldecke. Diagonal über die Zimmerecken waren Schnüre aufgespannt, an denen ein paar kümmerliche Klamotten hingen. Die Raummitte füllte ein klappriges Tischchen aus. Darauf sowie darunter standen und lagen leere Flaschen. Von der Decke baumelte eine verrostete Petroleumlampe. Ein Fenster gab es nicht, nur eine Lüftungsklappe über der Tür. Drei Betten waren belegt, man erkannte es daran, dass unter ihnen einige Habseligkeiten verstaut waren. Das vierte war noch frei.

Boris nickte zufrieden. Den vom Hauswart mit zwei gespreizten Händen angezeigten Preis von zehn Cent pro Nacht akzeptierte er mit einem zweiten Nicken, ohne Versuch, ihn herunterzuhandeln. Dass das Haus im Erdgeschoss über einen Abort sowie einen Waschraum mit fließendem Wasser verfügte, den die Bewohner frei benutzen durften, überraschte ihn positiv.

Er aß in einer Taverne für drei Cent einen Teller Kohlsuppe mit Brot und vertrat sich anschließend ein wenig die Beine. Da es dunkel und kalt geworden war, kehrte er jedoch recht bald zurück in sein Zimmer.

Seine Stubengenossen waren mittlerweile eingetroffen, Leo, Mischa und Nathan aus Schytomyr. Sie waren erfreut, einen Landsmann zu treffen, bot er ihnen doch einen willkommenen Anlass, in Erinnerungen zu schwelgen. Schon glaubten sie wogende Kukuruzfelder zu sehen und Piroggen, Borschtsch und Okroschka auf der Zunge zu schmecken. Die beste Okroschka auf der ganzen Welt mache die Olga Sikorska in Schumsk, sagte Nathan genießerisch, während er eine billige Zigarette ansteckte. Ob Boris zufälligerweise schon einmal bei ihr gegessen habe?

Nein, das habe er nicht, weder zufälligerweise noch gezielt, gab Boris zurück, und er werde auf diesen Genuss wohl auch künftig verzichten müssen. Aber dafür lebe er jetzt in Amerika, dem Land, das allen, die der alten, erschöpften Erde ihrer Heimat entfliehen mussten, die Sonne zeige, dem Land, das die Bedrückten der Welt, ob weiß, gelb oder braun, bei sich aufnehme und zu freien und gleichen Menschen mache. Und das halte er, mit Verlaub, für kostbarer als jede Okroschka.

»Na, du bist mir ja ein ganz Schlauer«, sagte Mischa. »Seit einem halben Tag da und schon ein richtiger Amerika-Experte. Die Sonne hab ich übrigens seit fünf Jahren nicht mehr gesehen. Immer nur die Werkstatt, immer nur diese beschissene Werkstatt. Irgendwann verreck ich in der Werkstatt, vielleicht morgen, vielleicht nächstes Jahr, vielleicht auch erst in dreißig Jahren, egal, das interessiert

keinen. Und weißt du was? Mich interessiert's auch nicht. So ist das halt, diese Stadt frisst Menschen. Hunderttausende oder was weiß ich Millionen hat sie schon verschluckt und verdaut und ausgeschissen, da kommt's auf einen mehr oder weniger nicht an. Dich hat sie gerade in ihr gefräßiges Maul gekriegt, wart's nur ab, bald beißt sie zu. So schönes, junges Fleisch wie deines frisst sie am liebsten, davon kann sie nie genug kriegen.«

Mischa machte Schmatzgeräusche, bildete mit beiden Armen einen klaffenden Riesenschlund und ging auf Boris zu, wie um ihn zu schnappen. Boris wich zurück bis an die Wand und erkundigte sich, ob Mischa Alkohol getrunken habe; es komme ihm nämlich so vor.

»Alkohol getrunken, wir?«, antwortete Nathan. »Wie kommst du denn darauf? Nein, wir haben keinen Alkohol getrunken. Wie auch, den Zwei-Cent-Fusel kann man ja nicht trinken. Den für fünf Cent, den kann man trinken. Aber den kann man nicht bezahlen. In Schytomyr, da haben wir jeden Herbst unseren eigenen Schnaps gebrannt, aus Birnen und Äpfeln von meinem Schwager aus Kodnya. Zehn *solche*« – er zeichnete mit den Händen eine Silhouette – »Bauchflaschen jedes Jahr. Fünf haben wir verkauft und fünf selber getrunken. Ach, ich darf gar nicht drandenken.«

»Das ist nicht gut«, sagte Boris eindringlich. »Ich möchte euch empfehlen, euch beim Trinken unbedingt zu mäßigen, am besten ganz damit aufzuhören. Alkohol tötet den Verstand. Und wer seinen Verstand tötet, tötet sich selbst. Bei der Gelegenheit: Ich fände es auch besser, wenn ihr nicht rauchen würdet, zumindest nicht hier im Zimmer. Mit mei-

nen Lungen steht es leider nicht zum Besten, und die Luft ist schon schlecht genug. Je besser die Luft, desto gesünder der Schlaf.«

»Schönen Dank für die Belehrung«, sagte Leo, der schon auf dem Bett lag, zugedeckt und zur Wand gedreht. »Im Gegenzug möchte ich dir auch was empfehlen.«

»Und zwar?«

»Halt doch einfach mal die Fresse.«

»Aber ich habe euch doch nur einen guten Rat gegeben, wie ihr euer Leben verbessern könnt.«

»Und ich habe dir den guten Rat gegeben, die Fresse zu halten.« Leo richtete sich noch einmal auf. »Hör mal zu. Ich habe heute vierzehn Stunden lang Zementsäcke ausgeladen, und gestern auch, und ich weiß nicht, an wie vielen Tagen davor auch. Weißt du, wie sich das anfühlt? Vielleicht wirst du es bald wissen. Dann wirst du auch wissen, dass du ab und zu einen Schnaps verdammt gut gebrauchen kannst. Dass du ab und zu eine Zigarette verdammt gut gebrauchen kannst. Dass du ab und zu, wenn das Geld reicht und du nicht zu müde dafür bist, eine Hure verdammt gut gebrauchen kannst. Dass du überhaupt so ziemlich alles verdammt gut gebrauchen kannst. Nur einen dahergelaufenen kleinen Professor, der von nichts einen blassen Schimmer hat und der sich zu dir ins Zimmer setzt und dir ungefragt Vorträge hält, was Amerika ist und wie du dein Leben verbessern kannst, den braucht kein Mensch. So, und jetzt Licht aus und Klappe zu.«

»Amen«, sagte Nathan, und Mischa sagte: »Weise Worte, Meister«, und Boris sagte: »Aber –«, und Leo sagte: »Klappe zu«, stand auf und löschte das Petroleumlicht.

Als Boris erwachte, schliefen die drei noch. Er wusste nicht, wie spät es war, spürte aber, dass er verschlafen hatte. Mit vorsichtigen Trippelschritten und ausgestreckten Armen tastete er sich aus dem Zimmer, durch den Flur und die Feuerleiter hinunter auf die dunkle, entvölkerte Straße, wo er auch keinen Hinweis auf die Uhrzeit fand. An jeder Kreuzung lief er entweder nach links, nach rechts oder geradeaus, bis er jegliche Orientierung verloren hatte. Er wurde unruhig. Die Stelle war er bestimmt los, gekündigt noch vor dem ersten Arbeitstag. Ob er wenigstens seinen Mantel zurückbekommen würde? Er wärmte zwar nur mäßig, doch gegen die klamme Morgenkälte, die vom Meer her durch die Gassen bis in die Ärmel kroch, wäre ihm jetzt jeder Schutz willkommen gewesen.

Endlich gelangte er in eine Gegend, in der schon Menschen auf der Straße waren, beziehungsweise noch, denn es war die Stunde, in der sich der alte und der neue Tag die Hand gaben. Marktfrauen zogen klappernde Leiterwagen übers Pflaster und bauten ihre Stände auf, Bäcker fütterten ihre Öfen mit Scheiten, während späte Zecher lärmend und singend aus den Destillen nach Hause wankten. An einer kleinen Holzbude, in der die ganze Nacht hindurch Kaffee für einen Cent verkauft wurde, erfuhr er die genaue Zeit: drei Uhr zweiundvierzig. Zu spät, um sich noch einmal schlafen zu legen, aber zu früh, um schon zur Arbeit zu gehen. Er trank aus einer angestoßenen Emailletasse einen lauwarmen, ungesüßten und ziemlich bitteren Kaffee, kaufte sich an der Nebenbude ein Stück Brot und ein hartgekochtes Ei zum Frühstück, trank eine weitere Tasse Kaffee und hatte immer noch mehr als genug Zeit,

die Fabrik zu suchen. Wartend stand er vor dem Gittertor, bis der Portier kam und es aufschloss.

Das Fabrikgebäude sah nicht viel anders aus als das *Tenement House*, in dem er wohnte. Hier wie dort ließ die schlichte, schmale Straßenfassade nicht erahnen, wie geräumig der tief nach hinten gezogene, mehrere enge Lichtschächte umschließende Komplex war. Und hier wie dort machte die Architektur sichtbar, was der Boden in dieser Lage kostete. Auf raumfressenden Überflüssen wie ein repräsentables Foyer oder luftige Treppenaufgänge wurde verzichtet, kein Quadratfuß mehr als unbedingt nötig für Freiflächen und Höfe verschwendet, ein kleinteiliger Grundriss sechsfach übereinandergelegt. Das Ergebnis war ein engmaschiges Geflecht aus stickigen Räumen, in die, vor allem in den unteren Etagen, selbst zur Mittagsstunde nur ein diffuses Dämmerlicht drang und die deshalb ganztags zusätzliche Beleuchtung brauchten.

Ein aus Danzig stammender Vorarbeiter namens Joseph erklärte Boris auf Polnisch die Anlage, ein Vorgang, der mit ein paar Fingerzeigen erledigt war: Da drüben die Schmiede und die Schlosserei, dort die Tischlerei und die Drechslerei, da werden die Einzelteile produziert, oben in der Fertigung werden sie zusammengesetzt, und die Ware kommt dann da hinten ins Lager.

Anschließend führte er Boris in einen Raum im dritten Stock, hieß ihn auf einem Schemel an einer Werkbank Platz nehmen und zeigte ihm, was zu tun war. Er spannte einen Holzstiel in einen Schraubstock ein, setzte einen Hammerkopf darauf und trieb mit einem einzigen, wuchtigen Schlag eines Fäustels einen Keil so tief ins Holz, dass Kopf

und Stiel exakt an der richtigen Stelle untrennbar miteinander verbunden waren. Dann legte er den neu fabrizierten Hammer in eine leere Kiste und reichte Boris den Fäustel: Jetzt du.

Joseph hatte schon öfter erlebt, dass die eigentlich simple Aufgabe einem Anfänger nicht sogleich gelang. Aber dass einer damit grundlegend überfordert sein könnte, hätte er nicht gedacht. Boris klemmte sich einen Finger im Schraubstock ein, er wusste nicht, wie er den Fäustel halten sollte, und die unbeholfene Art, mit der er ihn kraftlos auf den Keil plumpsen ließ, offenbarte, dass er noch nie in seinem Leben ein Werkzeug in der Hand gehabt hatte. Joseph schlug ihm mit seiner Arbeiterpranke aufmunternd auf die Schulter, so dass Boris zusammenzuckte, bemerkte, dass Übung den Meister mache, und verschwand, um anderswo einen anderen Neuling einzuweisen.

Die nächsten Stunden verbrachte Boris allein mit sich, seiner Tätigkeit und vier älteren Männern, die an den weiteren Arbeitsplätzen im Raum zu Werke gingen. Anscheinend arbeiteten sie schon lange da, so lange, dass sie sich vollständig von lebendigen Wesen in Produktionsmittel verwandelt hatten. Ihre Haut war so blassgrau wie der Wandverputz. Mit maschinenhafter Gleichmäßigkeit verrichteten sie ihr Werk, ohne erkennbare Anstrengung, aber auch ohne erkennbare Freude an ihrem Tun. Sie sprachen nur Englisch, und davon kein Wort mehr als unbedingt nötig. Wenn Boris, was mehr als einmal geschah, fluchend aufsprang, weil er sich auf den Daumen geschlagen hatte, schauten sie nicht einmal hin. In der Mittagspause schloss er sich ihnen der Einfachheit halber an und landete in einer



nahegelegenen Suppenküche, wo er einen sämigen Erbseneintopf aß, der mehr blähte als sättigte.

Als er zurück in der Fabrik war, nahm Joseph ihn zur Seite. Er habe die Kisten überprüft und müsse sagen, dass Boris nicht nur der langsamste Arbeiter sei, den er je gesehen habe, sondern auch der schlechteste. In seiner Kiste sei nur ein einziges verkaufbares Stück gewesen, und zwar jenes, das er, Joseph, am Morgen selbst gefertigt hatte. Eigentlich sei er verpflichtet, unfähiges Personal sofort zu feuern, aber eine zweite Chance habe jeder verdient. Vielleicht taue Boris ja wenigstens als Träger etwas.

Für den Rest des Tages schleppte Boris Kisten. Die einen, schwer beladen mit Einzelteilen, mussten aus den Werkstätten in die Fertigung gebracht werden, andere, befüllt mit dem neuen Werkzeug, gingen ins Lager, wieder andere enthielten Abfall, der in der Esse verfeuert wurde. Als die Sirene Boris endlich erlöste und in den Feierabend entließ, schmerzte ihm jeder Knochen im Leib, und er hinkte wie ein schlachtreifer Ackergaul. Er war zu müde zum Essen und zu hungrig zum Schlafen. Halb von Sinnen verleibte er sich irgendwo einen Teller Gerstengrütze ein. Dann taumelte er in sein Zimmer, fiel auf sein Bett und schlief in einer Sekunde ein.

Seine Zimmergenossen, die hereingepoltert kamen, jeder in der einen Hand eine Bierflasche, in der anderen eine brennende Zigarette, rissen ihn aus dem Tiefschlaf.

»Was sehe ich denn da? Liegt unser junger Freund doch tatsächlich mit seinen Schuhen im Bett! Hat er etwa« – Leo senkte seine Stimme dramatisch, als spräche er etwas ganz Unerhörtes aus – »Alkohol getrunken?«

»Das wäre nicht gut, o nein, das wäre gar nicht gut.« Nathan wiegte in vorgeblicher Besorgnis den Kopf, hob einen Zeigefinger und redete, mit mäßigem schauspielerischen Talent einen Onkel Doktor imitierend, lehrhaft auf Boris ein: »Alkohol ist nämlich gar nicht gesund, müssen Sie wissen. Ich empfehle Ihnen dringend, damit aufzuhören.«

»Ach, lasst ihn doch.« Als wäre er eine Mutter, die ihr Kind in Schutz nimmt, rief Mischa mit Fistelstimme: »Er hat heute den ganzen Tag gearbeitet, und jetzt ist er so müde. Das ist er doch nicht gewohnt, der süße Kleine.«

Er zog Boris die Schuhe aus, deckte ihn sorgfältig zu, strich ihm sanft übers Haar und drückte ihm einen Gutenachtkuss auf die Stirn. Mit ihren Flaschen stießen die drei johlend auf jeden ihrer fabelhaften Scherze an.

Boris versuchte gar nicht erst, sich zu wehren. Zum einen, weil er wie betäubt war vor Müdigkeit und jede Bewegung, jedes Wort über seine Kräfte gegangen wäre. Und zum anderen, weil es drei gegen einen stand und er wusste, dass die Dummen dieser Welt ein unerschütterliches Überlegenheitsgefühl aus der schieren Tatsache bezogen, dass sie immer und überall in der Überzahl waren. Er blieb still liegen, in der Hoffnung, dass ihre Spottlust von selbst versiegen würde, wenn er ihr keine neue Nahrung bot. Darin täuschte er sich, doch nahm er ihr wieherndes Gelächter aus immer größerer Entfernung wahr. Als Nathan ihn mit Bier übergoss, reagierte er nicht einmal. Und dass Leo sich in seine Stiefel erleichterte, bekam er schon nicht mehr mit.

Der zweite Arbeitstag lief besser als der erste, der dritte besser als der zweite. Boris gewöhnte sich an die harte körperliche Arbeit, und am vierten Tag glaubte er die Abläufe in der Fabrik gut genug zu kennen, um Joseph bescheiden zu fragen, ob er ein paar Verbesserungsvorschläge unterbreiten dürfe.

Die sogenannten Verbesserungsvorschläge neuer Arbeiter kannte Joseph bereits. In aller Regel handelte es sich um Forderungen nach höherem Lohn oder längeren Pausen, nichts Ernstzunehmendes. Aber Boris' Vorschläge verblüfften ihn noch mehr als dessen handwerkliches Ungeschick. Sie betrafen die Arbeitsabläufe in der Fabrik und waren umfassend, punktgenau, kristallklar formuliert und dermaßen einleuchtend, dass er sich nicht erklären konnte, warum er nicht schon längst selbst darauf gekommen war.

So regte Boris an, Tragegestelle anzuschaffen, die die Last von den Armen auf die Hüften verlagern und dadurch die Kräfte der Träger schonen. Aber das war nur ein Nebenaspekt. Viel wesentlicher war, dass er einen vollständigen Überblick über den Betrieb gewonnen hatte. Er wusste exakt, welche Rohstoffe, Zwischen- und Endprodukte in dem sechsstöckigen Ameisenhaufen wann von wo nach wo transportiert werden mussten, und er konnte überzeugend darlegen, wie sich dasselbe Ziel mit deutlich geringerem Aufwand erreichen ließe, nur durch verbesserte Organisation. Eine Expertenkommission hätte zu keinem anderen Ergebnis kommen können, und ihr Gutachten wäre jeden Preis wert gewesen.

Joseph nahm Boris in die Arme, küsste seine Wangen – eine Geste, die er sofort bereute, zumal Boris zu Stein

erstarrte, aber ihm war spontan nichts Angemesseneres eingefallen – und bat um Entschuldigung, dass er einen solchen Mann hatte Kisten schleppen lassen. Sie würden zusammen zu Direktor Weiss gehen, sofort und unverzüglich, und noch heute, garantiert noch heute, werde er einen Posten bekleiden, der seinen Talenten eher entspreche und um ein Vielfaches besser bezahlt sei.

Direktor Weiss war kurz angebunden, aber Joseph ließ sich nicht abwimmeln.

»Bitte, Herr Direktor, nur fünf Minuten. Sie werden es nicht bereuen. Diese fünf Minuten werden die Zukunft Ihrer Firma verändern, und Ihr Leben auch. Dieser junge Mann hier hat Vorschläge zu machen, mit denen Sie gut und gerne fünfzigtausend Dollar im Jahr einsparen.«

»Fünfzigtausend? Das klingt nicht übel«, sagte Direktor Weiss, der kein Wort glaubte, aber doch neugierig geworden war, welcher undurchführbare Humbug ihm wohl gleich vorgetragen werden würde. Er nestelte seine Uhr aus der Westentasche und öffnete den Deckel. »Also gut. Fünf Minuten. Zeit läuft.«

Einige Momente verstrichen, ohne dass Boris begriff, dass er das Wort hatte.

»Was ist? Kann er kein Englisch?«

»Er ist in dieser Woche erst angekommen. Aus Kleinarussland.«

»Na bravo. Ich würde vorschlagen, Sie gehen zurück an Ihre Arbeit und nehmen Ihren kleinen Russen gleich wieder mit.«

»Sie sind Deutscher, Herr Weiss?«, fragte Boris auf Deutsch.